



Dreigeteilt: In den Gebäuden links und rechts arbeiten die Hirnforscher, in der Mitte findet sich das offene Foyer des Instituts.

Fotos Cornelia Sick

Vom Labor auf die Couch

Das Max-Planck-Institut für Hirnforschung hat seinen Neubau auf dem Riedberg bezogen. Ein Besuch dort lohnt sich auch für Nichtforscher.

Max-Planck-Institute sind meist keine offenen Häuser. Man kann nicht einfach hineinspazieren wie in viele Uni-Institute, sondern muss sich am Empfang melden und bekommt einen Besucherausweis. Dafür gibt es gute Gründe, etwa Sicherheitsvorschriften für Labore und Computerräume. Es wirkt aber auch ein bisschen so, als schützte sich eine Elite von der Gesellschaft ab, die mit ihrem Steuergeld die Existenz solcher Forscherparadiese erst möglich macht.

Der Neubau des Max-Planck-Instituts für Hirnforschung, der am Mittwoch auf dem Riedberg eröffnet wurde, beweist, dass sich dieser Eindruck vermeiden lässt – wenn die Wissenschaftler es wollen, der Architekt die nötige Freiheit hat und genug Geld da ist. Der rund 70 Millionen Euro teure Komplex am Niederurseler Hang, entworfen vom Münchener Büro Henn, begrüßt Besucher mit einem gläsernen Foyer: Es umfasst ein lichtiges Treppenhaus, Brücken, Galerien und schwebende Boxen, die für jeden zugänglich sind. In Sitzcken mit weinroten Couchgarnituren können sich Forscher wie Gäste zum Reden und Entspannen niederlassen. Das Foyer verbindet die beiden Gebäudeteile, in denen die Büros und Labore liegen. An den Eingängen zu diesen Trakten muss die Offenheit dann ihre Grenzen finden. „Institute Members only“ steht zum Beispiel an der Tür zur „Animal Facility“.

Es wird Englisch gesprochen im Institut, auch beim Festakt; Direktorin Erin

Schuman wechselt nach wenigen, vom Blatt abgelesenen deutschen Grußworten sichtlich erleichtert in ihre Muttersprache. 2009 ist die Amerikanerin nach Frankfurt gekommen, zusammen mit ihrem Mann Gilles Laurent, der wie sie eine Abteilung des Instituts leitet. Bis zur Eröffnung des neuen Gebäudes nach fünf Jahren Bauzeit kamen die beiden in benachbarten Instituten auf dem Riedberg unter. Schuman und Laurent interessieren sich für die Verschaltung von Nervenzellen, für die biochemischen Grundlagen des Informationsaustauschs und die Frage, wie das Gehirn solche Informationen kodiert.

Dass derzeit ein Ehepaar an der Spitze des Hauses steht, passt gut zum Jubiläum,

das in diesem Jahr gefeiert wird: Als vor genau 100 Jahren in Berlin das Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung gegründet wurde, gab es nämlich eine ganz ähnliche Konstellation. Pioniere der jungen Disziplin waren damals Oskar Vogt, erster Direktor des Instituts, und seine Frau Cécile. Was Hirnforscher in dieser Zeit antrieb, war vor allem der Wunsch, Abnormitäten des Gehirns zu verstehen. Daher suchte man nach Besonderheiten in den Denkgorganen von Verbrechern und Genies. Oskar Vogt kam 1925 die ehrenvolle Aufgabe zu, das Gehirn des verstorbenen Lenin zu untersuchen, wie der emeritierte Max-Planck-Direktor Heinz Wässle in seinem Festvortrag berichtet. Was die anatomischen Merkmale eines

perfekten Revolutionärs sind, fand Vogt nicht heraus. Wohl aber stellte er fest, welche Zerstörungen mehrere Schlaganfälle an den grauen Zellen des Sowjetführers angerichtet hatten.

Bald darauf trieb der Forscherdrang einige von Vogts Kollegen zu verwerflichen Taten: Wissenschaftler des Kaiser-Wilhelm-Instituts untersuchten die Gehirne psychisch Kranker, die von den Nationalsozialisten ermordet worden waren – ohne sich darum zu kümmern, woher das „Material“ stammte. An dieses dunkle Kapitel erinnert der frühere Institutschef Wolf Singer in seiner Ansprache, bevor er zusammenfasst, wie sich sein Fach in den vergangenen hundert Jahren entwickelt hat: von der Suche nach anatomischen Ursachen für Krankheiten über die Aufklärung der Funktion von Nervenzellen hin zur Verknüpfung dieses Wissens mit der Deutung von Verhalten – auch durch Untersuchungen am Menschen, aber mit ethisch vertretbaren Methoden.

Wer noch mehr über Geschichte und Gegenwart der Hirnforschung wissen will, sollte dem Max-Planck-Institut und seinem offenen Foyer einen Besuch abstatten. Dort ist eine Dauerausstellung aufgebaut, die mit Kurzporträts von Wissenschaftlern und einigen Exponaten die Entwicklung dieser Disziplin beschreibt. Zu sehen ist etwa ein Zeiss-Mikroskop von 1910, wie es der Neurologe Ludwig Edinger auf dem bekannten Gemälde von Lovis Corinth vor sich stehen hat. Eine ganze Abteilung der Schau widmet sich dem Thema „Frauen in der Wissenschaft“. Hier beginnt die Ahninnengalerie mit der griechischen Astronomin und Philosophin Hypatia, alsdann wird an die Nobelpreisträgerinnen Marie Curie und Christiane Nüsslein-Volhard erinnert. Letzte in der Reihe – Selbstbewusstsein schadet nie – ist Institutschefin Erin Schuman. 208



Offenes Haus: Eine Cafeteria im Max-Planck-Institut